

~~Meyer~~

Herrn H. Erdmann  
mit 49. Geburtstags

CK 99999-1

AD 21462 v. H.

# Bonifatius

von

Otto Meyer

Sonderdruck aus

„Gestalter Deutscher Vergangenheit“

herausgegeben von

Peter Richard Rohden

SANSSOUCI VERLAG • POTSDAM / BERLIN

AD 21462

VERLAG

Bonifatius

Die Mission

von Heinrich

„Die Mission Bonifatius“

Heinrich

MONUMENTA GERMANIAE HISTORICA Bibliothek  
SANSOUCI VERLAG

# Bonifatius

Von Otto Meyer

Im Frühjahr des Jahres 719 erschien vor dem Thron des Papstes Gregor II. (715–731) in Rom ein angelsächsischer Mönch, Wynfrith mit Namen, aus dem Königreich Wessex. Empfehlende Worte seines Bischofs Daniel von Winchester wiesen ihn hinreichend aus und öffneten ihm den Lateran. Der Heidenbekehrung wollte er sein Leben weihen und sich von allem Anfang dafür Auftrag und Vollmacht durch den Papst erwirken. Nicht von ungefähr war ihm solcher Entschluß geworden: Der großen Bewegung der „arzetischen Heimatlosigkeit“ folgend, die namentlich Iren und Angelsachsen als einen Inbegriff christlichen Lebens ansahen, war er gleich manchem seiner Landsleute zur Predigt des Evangeliums unter den Ungläubigen in der gefährvollen Fremde entschlossen. Damit bei den heidnischen Stämmen des Festlands zu beginnen, lag der örtlichen Nachbarschaft wegen nahe, wurde aber alsbald auch von angelsächsischer Seite mit dem Hinweis begründet, „es wohnten in Germanien verschiedene Stämme, aus denen Angeln und Sachsen ihren Ursprung genommen hätten“.

Solchen „Kriegsdienst Christi“ fern der Heimat predigten oder betätigten seit dem letzten Viertel des 7. Jahrhunderts eine Reihe von angesehenen Männern der seit etwa fünfundsiebzig Jahren aufblühenden und mit dem ganzen Lebensdrang einer noch jugendlichen Organisation erfüllten angelsächsischen Kirche, voran Wylfrith von York, Abt-Bischof Egberth und – in Wynfriths Zeit hineinragend – Willibrord, der in Friesland die ersten entscheidenden, wenn auch noch nicht endgültigen Erfolge errang.

Und wie der Mönch aus Wessex hier eingebürgertem Brauch seines Stammes folgte, so auch mit seiner Romreise. Nach langem Hin und Her hatte die römische Mission über die keltisch-irische in der Christianisierung der Neuankömmlinge auf der britischen Insel,

der Angeln und Sachsen, die Oberhand behalten. Zu sehr hatte die irische Kirche in Organisation, Ritus, Liturgie, kurz in der gesamten Prägung, eine von der universal-römischen sich entfernende Sonderentwicklung genommen, als daß Rom nicht alsbald mit aller Energie an die angelsächsische Mission denken mußte, um einer ähnlichen Kirchenbildung unter irischem Einfluß hier zu begegnen. Kein Geringerer als Papst Gregor der Große (590–604) sandte bereits Missionare nach Kent. Der völkische Gegensatz – überdies ein Gegensatz zwischen Landeingewohnten und fremden Eroberern – verursachte ein latentes Mißtrauen gegen die Übernahme wie anderer Einrichtungen so auch des keltisch-irischen Christentums durch die germanischen Angeln und Sachsen und machte den irischen Vorsprung ungleich geringerer Entfernung vom Missionschauplatz gegenüber Rom wert.

Trotzdem und trotz des gleichen Eifers der beiden Konkurrenten hätte Rom wohl auf die Dauer den kürzeren gezogen, schon weil ihm personell viel geringere Kräfte zur Verfügung standen. Aber da zeigte es sich, daß die Angelsachsen vom gesamten christlichen Gedankengut gerade etwas als ihnen besonders gemäß erachteten, das sie aufs stärkste mit Rom verknüpfen mußte. Es hängt mit dem zusammen, was man jüngst besonders als einen angelsächsischen Wesenszug betont hat: „die bange Ungewißheit über den Zustand nach dem Tode“. Indem das Christentum die Frage König Edwins von Northumberland, ob es darüber etwas auszusagen vermöchte, mit dem Hinweis auf die Lehre von Himmelreich und Hölle beantwortete, vermochte es ihn und seine Stammesgenossen zu beeindrucken und zu gewinnen. Und als sie nun vollends hörten, daß St. Peter als Bewahrer der Schlüssel des Himmelreichs betrachtet werde, da ward die Entscheidung allgemeine Meinung, mit der König Oswiu auf der Synode von Streaneshalch (664) die endgültige Wendung der angelsächsischen Kirche zur römischen Observanz herbeiführte: „Nach besten Kräften will ich St. Peters Geboten folgen, damit nicht etwa bei meiner Ankunft am Himmelstor keiner da ist, der mir öffnet, da der sich von mir abgewandt hat, der die Schlüssel innehat.“ Germanischem Denken entsprechend, kleidete sich diese Unterordnung unter den heiligen Petrus in die Form der Gefolgschaft, die zunächst diesem,

dann aber auch seinem sichtbaren Nachfolger auf Erden, dem Papst in Rom, erwiesen wurde. Ihr entspringen auch die Romfahrten; sie sind Huldigungsfahrten zum Sitz des Gefolgsherrn.

Etwas Merkwürdiges war eingetreten. Das Eingreifen der römischen Mission konnte von vornherein nur den Gnderfolg der Eingliederung der Angelsachsen in den organisatorischen Aufbau der Gesamtkirche haben, hier wie nirgends den der dauernden Verhinderung völkischer Sonderausprägung christlichen Gedankenguts. Gerade diese Sonderausprägung aber führte bei den Angelsachsen zu einem religiös bedingten engen Anschluß an den Papst, dessen breites Fundament im Gesamtstamm nichts besser beweist als unseres Wynfriths Feststellung in einem seiner Briefe von dem großen Pilgerstrom nach Rom, dessen Benehmen auf Hin- und Rückreise zu allerhand Klagen Anlaß gebe. Daß der irische Einfluß da und dort sich trotzdem geltend machte, daß man namentlich deshalb auf landeskirchliche Belange nicht verzichten wollte, zeigt das Schicksal jenes Wylfrith von York, dessen Appellationen nach Rom und übereifrige Romanisierungsversuche Zurückhaltung, schließlich sogar offene Opposition hervorriefen. Daß allzu bereite Gefolgschaft St. Peters aber erst recht nicht nach dem Geschmack der Germanenstämme war, denen er sein Lebenswerk widmete, sollte Wynfrith erleben.

Um 675 in Wessez geboren, zeigte der Knabe Wynfrith auffallend früh Neigung zu geistlichem Leben. Sein erster Biograph Willibald berichtet, es sei Wynfrith erst nach schwerem Bemühen gelungen, seinem Vater die Zustimmung zum Klostereintritt abzurufen. Dieser hätte ihn viel lieber als Erben des Familiengutes gesehen. Das kann man mit der Annahme seiner Erstgeburt erklären — von Geschwistern spricht die Biographie —, die die für Nachgeborene häufige Weihe ins Kloster seitens der Eltern untunlich machte. Oder: die ganze Erzählung dient der Verherrlichung des Helden durch Erweis seiner echt „asketischen Heimatlosigkeit“ in Erfüllung des Bibelworts, mit dem Willibald diese Erzählung abschließt: daß, wer Haus, Hof und Familie verläßt um Christi willen, das ewige Leben besitzen wird.

Von Kloster Greter, in das Wynfrith mit etwa fünf Jahren eingetreten war, kam er später nach Nuthalling unter Abt Wynbercht,

dessen wissenschaftliche Kenntniss ebenso wie seine praktische Erfahrung – er fungierte lange als Kanzler des Königs Ine von Wessex – ihm einen nicht unbedeutenden Platz in der langen Reihe angelsächsischer Geistesgrößen dieser Zeit sichern. Noch auf der Höhe seines Lebens nennt Wynfrith mit Stolz ihn seinen Lehrer. Bald erlangte Wynfrith Berühmtheit als Leiter der Schule in seinem Kloster weit über dessen Mauern hinaus. Und doch vermochte ihn dieses Amt auf die Dauer nicht zu fesseln – er sann auf gründlichere Nachfolge Christi. Das Beispiel der Missionare, allen voran jenes Wylfrith, die auf dem fernen Festland als „Pilger für Christus“ die Heimatlosigkeit noch viel ernster erfüllten, ließ ihn nicht ruhen: Er bestürmte seinen Abt mit Bitten um Urlaub. Kaum hatte er ihn erhalten, als er 716 mit wenig Begleitern, reichlich überstürzt und schlecht vorbereitet, ins Dorado angelsächsischer Mission, nach Friesland eilte. Recht im ungünstigen Augenblick, da der Friesenfürst Radbod eben das Joch fränkischer Eroberung und der damit Hand in Hand gehenden angelsächsischen Christianisierung Willibrords, Bischofs von Utrecht, wieder erheblich zu lockern vermochte. Der unbekümmerte Sinn des Enthusiasten erwirkte zwar sogar eine Unterredung mit Radbod und Duldung seines Wirkens. Aber es ist, als habe der vielgewandte Frieze eingesehen, wie ungefährlich dieser Anfänger sein werde, und ihn lächelnd gewähren lassen. Schon nach wenig Monaten gab Wynfrith für diesmal sein Beginnen auf und kehrte nach Nuthalling zurück.

Sein unbeugsamer Sinn sah in diesem Mißerfolg eine Lehre für die Zukunft, nicht die Notwendigkeit zu resignierendem Verzicht. Des zum Beweis lehnte er die Wahl zum Nachfolger seines eben verstorbenen Abts und Lehrers ab, um die Hand für seine Missionspläne frei zu haben. Der ersten Enttäuschung eingedenk, lenkte er nun in die gewohnten Bahnen angelsächsischer Mission ein. Als er wieder auszog, ging sein erster Weg nach Rom, um vom Apostelfürsten bzw. von dessen Statthalter in echter Gefolgschaftstreue Vollmacht zu seinem Unternehmen zu erbitten. Gregor II. – wir knüpften an diese Szene eingangs an – willfahrte seinem Wunsch: „Im Namen der Dreieinigkeit und kraft unverbrüchlicher Autorität des Apostelfürsten

Petrus“, so lautete sein Mandat an Wynfrith, dem er nunmehr den Namen Bonifatius gab, „dessen Lehramt wir verwalteten und dessen Sitz wir einnehmen, beauftragen wir Dich, wo immer hin Du zu Völkern, die noch im Banne des Unglaubens festgehalten sind, in Gottes Geleit kommen magst, die Heilslehre des Alten und Neuen Testaments zu verkünden.“

So allgemein gehalten dieser Missionsauftrag auch war, so läßt der Weg, den Bonifaz nun einschlug, doch die Vermutung zu, daß sich dahinter bereits bestimmtere Abreden zwischen ihm und dem Papst verbargen. Er sondierte erst die Lage in Bayern und Thüringen, ehe er auf die Nachricht von Radbods Tod wieder nach Friesland eilte, um an Willibrords Seite aus den Trümmern die niederländische Kirchenprovinz neu aufzubauen. Und als Willibrord, seines hohen Alters wegen amtsmüde, ihn zur Nachfolge bestimmen wollte, lehnte Bonifaz ab – wie sein Biograph zu berichten weiß, unter ausdrücklichem Hinweis auf andere päpstliche Instruktionen – und begab sich alsbald, diesen folgend, nach Hessen. Es bleibt offen, ob hier eigener Entschluß und päpstlicher Auftrag sich decken. Folgte er nur gehorsam päpstlicher Weisung, so übersteigt seine Komverbundenheit schon hier die bisher auch bei den Angelsachsen üblichen Grenzen. Es handelt sich nicht mehr um päpstliche Gutheißung eigener Missionspläne; vielmehr erscheint Bonifaz als das Vollzugsorgan von Aufträgen, die der Statthalter Petri selbst gestellt hat.

Halten wir einen Augenblick inne, um uns die Lage im Frankenreich zu dieser Zeit zu vergegenwärtigen! Die Königsmacht der Merowinger war längst zu bloßem Schein herabgesunken. Als eigentliche Herren schalteten die karolingischen Hausmeier. Eine der kraftvollsten Persönlichkeiten aus ihrer Reihe, Karl Martell, hatte seit 714 die einheitliche Regierung aller Reichsteile in Händen und verteidigte sie siegreich gegen alle Aufstandsversuche. Auch den Stammesherzogtümern rechts des Rheins gegenüber vermochte er die fränkische Oberhoheit eindrucksvoll zur Geltung zu bringen. Vom Angriff auf Friesland und von Radbods Gegenstoß war schon die Rede. Aber auch die widerspenstigen Alemannen zwang Karls Arm nieder; in Hessen und Thüringen erkannte man sein Regiment an; selbst die

Sachsen wurden zeitweise tributpflichtig. Nur Bayern erfreute sich unter seinen agilolfingischen Herzögen recht loser Abhängigkeit. Eben diese Stellung Bayerns hatte es Gregor II., lange ehe Wynfrith bei ihm erschienen war, aussichtsreich erscheinen lassen, hier eine römische Kirchenorganisation aufzubauen. Der persönliche Besuch des Herzogs Theodo in Rom hatte ihn wohl ermutigt, 716 eine Legateninstruktion zu erlassen, die eine bayrische Kirchenprovinz unter scharfer Anlehnung an den Papst vorsah. Der Plan blieb aus undurchsichtigen Gründen Theorie. Aber er zeigt, daß Gregor mit kirchenorganisatorischen Fragen rechts des Rheines schon umging, als sich ihm Wynfrith als geeignetes Werkzeug zu ihrer Verwirklichung in großem Stile anbot.

Wir verließen Bonifatius auf seinem Weg nach Hessen. Seine Arbeit konnte hier an vorhandene Ansätze christlichen Lebens anknüpfen. Daß diese wenigstens zum Teil unter fränkischem Einfluß gediehen, zeigt sein Ausgangspunkt, die fränkische Amöneburg unter den Brüdern Dettic und Deorulf. Rasch gelangen Bonifaz gute Erfolge. Die argen heidnischen Verirrungen, denen das junge Christentum ausgesetzt war, wurden zurückgedrängt, Tausende neu getauft. An den päpstlichen Auftraggeber konnte er schon bald einen eingehenden Bericht samt kirchenorganisatorischen Anfragen senden, ein Hinweis mehr auf den Inhalt seiner römischen Abmachungen von 719.

Der Papst zeigte sich mit seinem Sendboten sehr zufrieden. Das Gesellenstück war Bonifatius geglückt; er konnte mit größerem Vertrauen, umfangreicheren Aufträgen und entsprechend erweiterter Vollmacht bedacht werden. Gregor rief ihn erneut nach Rom, um ihn zum Bischof zu weihen (30. November 722). Die Stellung, die er in dieser Würde zum päpstlichen Stuhl einnehmen sollte, klärte eindeutig der Eid, den er schwören mußte. Er war dem Eid der suburbikarischen – d. h. der zur Kirchenprovinz Rom gehörenden und St. Peter unmittelbar unterstehenden – Bischöfe formelgleich. Empfehlungsbriefe deuten an, daß der Papst nunmehr auch offen sich hinter das Wirken des Bonifatius stellte. Schreibt er doch darin, er habe in Erkenntnis der Notwendigkeit christlicher Predigt in Germanien seinen Missionar ausgesandt.

Unter diesen Empfehlungsbriefen war der wichtigste der an den Hausmeier Karl Martell (714–741). Damit brachte der Papst zum Ausdruck, daß man die staatliche Macht im Interesse des Gelingens der bonifazianischen Missionsarbeit nicht völlig ignorieren konnte. Freilich war die Bitte um Unterstützung recht allgemein gehalten; von einer genaueren Information über die päpstlichen Pläne war keine Rede. Aber das Schreiben hatte die gewünschte Wirkung. Bonifatius konnte den Hof mit einem Schutzbrief verlassen, der allerdings seinerseits nur der päpstlichen Bitte keine Erwähnung tat und ebensowenig irgendeiner aktiven Beteiligung des Staates an dem päpstlichen Unternehmen. Der Hausmeier mochte an einem Erfolg der Christianisierung nicht uninteressiert sein; band doch die gleiche Religion die Reichsteile enger aneinander. Ein Übergreifen des päpstlichen Einflusses aber hoffte er wohl bei gegebener Zeit noch verhindern zu können.

Von soviel Vertrauen ermutigt, ging Bonifatius mit doppeltem Eifer in Thüringen ans Werk. Der Überzeugungskraft des Wortes ließ er die Tat folgen: Eine den Heiden heilige Eiche bei Geismar fällte er vor deren Augen, um die Ohnmacht ihrer Götter zu zeigen; das Holz des Baums diente ihm zum Bau einer christlichen Kapelle, die – charakteristisch genug – dem heiligen Petrus geweiht wurde. Hier wie in Hessen war er namentlich bedacht, den heidnisch-christlichen Synkretismus, der sich bei dem Fehlen einer sorgfältigen und gleichmäßigen priesterlichen Unterweisung in dem bisher nur oberflächlich missionierten Lande breit gemacht hatte, auszurotten und an seine Stelle überall in Dogma, Ritus usw. die reine Lehre Roms treten zu lassen. Mit einer ans Kleinliche grenzenden Angstklichkeit verbindet er seine wiederholten Tätigkeitsberichte an den Papst – sei es Gregor II., sei es einer seiner Nachfolger – mit Anfragen über wichtige und nebensächliche Dinge des römischen Usus. Nirgends entscheidet er aus seinem Ermessen oder in Anlehnung an die Gepflogenheiten seiner heimischen angelsächsischen Kirche. Nirgends fühlt sein doch stammverwandter Sinn in der „Irrlehre“ dieser Thüringer völkisch bedingte Umprägungen christlicher Gedanken, die dem Papst schonend zu empfehlen seine Aufgabe gewesen wäre. Ein Beispiel: Er fragt in

Rom an, ob die Weihe unmündiger Kinder für den Klosterberuf seitens der Eltern ohne weiteres verpflichtend für das ganze Leben sei, und erhält eine auf der römischen Auffassung von der patria potestas aufbauende bejahende Antwort. Die germanische Opposition dagegen ging von einer Rechtsanschauung aus, die die freie Entscheidung des mündigen Menschen über sein Lebensschicksal nicht wegzudenken vermochte. Bonifaz ignorierte das; der folgenden Entwicklung blieb es überlassen, diesem germanischen Standpunkt in der Gesamtkirche zum Sieg zu verhelfen. Unzweifelhaft war für den Missionar gegenüber dem herrschenden Meinungswirrwarr christliche Klarheit und Konsequenz nötig. Ob indes die starre Anwendung des römischen Erzierreglements den meisten Erfolg versprach, erscheint fraglich, und das um so mehr, als der Papst für dessen sinngemäße Lockerung viel Verständnis verriet.

Dabei gab Bonifatius durchaus nicht jede Beziehung zu seinen alten Freunden jenseits des Kanals auf. Er beantwortete ihre Anfragen, stand ihnen mit Rat und Tat zur Seite, erbat und erhielt ihre Gebetshilfe für sein schweres Beginnen, forderte eine Reihe von Hilfskräften an — darunter Männer, die zu hoher Bedeutung gelangten, wie Lul und die fromme Nonne Lioba —, ließ sich Bücher aus den Bibliotheksschätzen angelsächsischer Klöster; kurz, er pflegte sorgfältig die Bande herzlicher Freundschaft, gleichsam besorgt, die Wurzeln seiner Kraft nicht ganz dem nährenden Heimatboden zu entreißen.

Im Februar 731 starb Gregor II. Bonifaz beeilte sich, an den Nachfolger Gregor III. (731–741) eine Ergebenheitsadresse zu richten, und hatte die Genugtuung, auch dessen Interesse für die Mission in Germanien wecken zu können. Der neue Inhaber des Stuhles Petri ging auf der Bahn seines Vorgängers einen klugen Schritt vorwärts, indem er Bonifatius zum Erzbischof erhob (732) und ihm auftrug, die errungenen Erfolge durch Einrichtung fester Sprengel und Einsetzung von Bischöfen unter Dach und Fach zu bringen. Die Quellen ergeben keine Klarheit, warum Bonifaz noch eine Reihe von Jahren mit der Durchführung dieses Auftrags zögerte; sie berichten über diese Periode seines Schaffens mit großer Wortkargheit. Daß er um eigner andersgerichteter Missionspläne willen, die er gewiß ge-

habt hat, dem päpstlichen Auftrag nicht nachkam, macht seine unverbrüchliche Romtreue sehr unwahrscheinlich. Es prägt sich in der Verzögerung wohl mehr das sehr Heikle aus, das das nüchtern-apolitische Wort Gregors III. auf den ersten Blick gar nicht vermuten läßt. Denn Bischofsernennung bedeutete Sprengel Einrichtung, also Kirchenorganisation und damit Auseinandersetzung mit der fränkischen Landeskirche. Kurz, die weltlichen und geistlichen Gewalten des Frankenreichs wurden auf den Plan gerufen und ihre Stellungnahme zu dem Werk des Romföndlings Bonifatius herausgefordert, um die dieser sich bisher mit dem Schutzbrief Karl Martells so glücklich herumgewunden hatte.

Die Schwierigkeit des Unternehmens offenbart auch eine neue Romreise des angelsächsischen Missionars (737/738) und die fast einjährige Dauer der Verhandlungen am Sitz des heiligen Petrus. Ein Zwischenbericht des Bonifatius an seine Getreuen in Germanien unterrichtet uns davon, daß der Papst sogar eine römische Synode mit der Frage beschäftigen wollte. Dann aber war es so weit; der große Schlag wurde gewagt. Als „legatus universalis ecclesiae Germanicus“ verließ Bonifaz die Liberstadt mit päpstlichen Briefen an die Thüringer und Hessen einerseits, die Bischöfe Bayerns und Alemanniens andererseits. Jene wurden angewiesen, die von ihm eingesetzten Bischöfe anzuerkennen und ihnen zu gehorsamen; diese wurden aufgefordert, dem Legaten als päpstlichem Vikar die schuldige Ehre zu erweisen und jährlich zweimal zur Synode zusammenzukommen. Weitere Richtlinien über die Organisation der bayrischen Kirche folgten, sobald Bonifaz mitgeteilt hatte, daß er ähnlich wie in Thüringen auch hier Irlehrern – teils wohl Briten und Iren – erst habe das Handwerk legen müssen, bevor er zur Aufgliederung Bayerns in vier Diözesen und zur Ernennung dreier Bischöfe habe schreiten können. Zu Vivilo von Passau, den er bereits vorfand und dessen Weihe durch Gregor III. ihn völlig legitimierte, besetzte er Regensburg, Freising und Salzburg mit Bischöfen (739). Kurz darauf erhielt auch der bayrische Nordgau in Eichstätt sein eignes Bistum. Bayerns bis heute gültige kirchliche Einteilung war geschaffen.

Ihr folgte diejenige Mitteldeutschlands mit der Erhebung Würzburgs für Mainfranken, Büraburgs für Hessen, Erfurts für Thüringen zu Bischofsitzen, von denen allerdings nur Würzburg sich hielt. Und auch Bonifaz' Plan der Missionierung Sachsens — er läßt ihn mehrfach in der Korrespondenz der vorausgehenden Jahre anklingen — wird in den Aufbau des kirchlichen Gesamtorganisationsunternehmens rechts des Rheins aufgenommen. In jene Zeit fällt Bonifaz' Aufruf an die Stammesbrüder jenseits des Kanals, für die Bekehrung derer zu beten, mit denen sie gleichen Fleisches und Blutes seien. Die nur von Rom abhängige und von dessen Vikar geleitete Kirche Germaniens war fertig, bzw. die Missionierung der noch fehlenden Teile von ihr selbst eingeleitet. Weder in der päpstlichen noch in der Korrespondenz des Bonifatius war ein Wort zu lesen von einem Zusammenschluß oder einem Einbau in die fränkische Landeskirche. Was ganz und gar nicht in der irischen, ebensowenig in der fränkischen und nur teilweise, durch die eigne religiöse Entscheidung des Stammes bedingt, in der angelsächsischen Kirche gelungen war — hier schien es zum vollen Erfolg zu reifen: eine römische Kirchenprovinz unter direkter, von einem päpstlichen Vikar wahrgenommener päpstlicher Herrschaft.

Gregor III. erlebte die Krönung seines Werkes nicht mehr. 741 starb er, im gleichen Jahr wie der fränkische Hausmeier Karl Martell, dessen glänzender Sieg bei Tours und Poitiers (732) das Abendland vor der Überflutung durch den Islam bewahrt hatte. Beider Tod schuf eine wesentlich veränderte Sachlage. Der neue Inhaber des Stuhles Petri, der Syrer Zacharias (741—752), ließ seinem Legaten in Germanien gegenüber die klare Zielsetzung und die feste Stütze seiner Vorgänger fehlen. Andererseits konnte Bonifaz schon in seiner Huldigungsadresse, die er an ihn nicht anders wie einst an Gregor III. sandte, berichten, einer der beiden neuen Herren des Frankenreichs, der fromme Hausmeier Karlmann, habe ihn mit der Berufung einer Synode seines Reichsteils Austraßen beauftragt, um eine kirchliche Reform durchzuführen: Sei doch mehr als achtzig Jahre keine Synode versammelt worden, die Disziplin in völliger Auflösung begriffen, die kirchliche Stellenbesetzung in unwürdigstem Zustand, das

Kirchenvermögen durch die Säkularisationsnotmaßnahmen Karl Martells zerrüttet.

Es war bei der entschlußungewohnten Art Bonifaz', dessen Norm ein für allemal Rom war, nur natürlich, daß er dringend Weisungen von dort erbat. Ein großer Augenblick für Petri Statthalter schien gekommen. Mit dem oströmischen Kaisertum hatte man sich gründlich übertorfen. Schon Gregor III. hatte die große Westschwenkung zu den Franken eingeleitet, war aber auf wenig Gegenliebe bei Karl Martell gestoßen, der sich nicht das langobardische Italien durch ein Bündnis mit dem Papsttum verfeinden wollte. Jetzt rief der Hausmeier selbst nach dem päpstlichen Vikar als Reformier seiner Kirche. Vielleicht konnte energisches Handeln die ganze fränkische Kirche dem Legaten unterstellen — vielleicht auch völlige Zurückhaltung wenigstens den bisherigen Aufbau einer römischen Kirchenprovinz Germanien retten. Jedenfalls war rasche und klare Entscheidung geboten. Sie unterblieb; Bonifaz ging ohne Instruktion auf das concilium Germanicum (21. April 742) und — der Apparat der fränkischen Landeskirche erwies sich trotz aller Zerrüttung so mächtig, daß etwa anders laufende Absichten des päpstlichen Legaten gar nicht aufkamen, er vielmehr als ihr Organ die Synode verließ. Der Hausmeier berief und leitete sie, er verkündete ihre Beschlüsse, die mit den schreiendsten Mißständen aufräumten und unter denen sich auch die Erhebung des Bonifatius zum Erzbischof der austrasischen Kirche befand, wobei die längst erfolgte Erhebung seitens Roms unter den Tisch fiel.

Nicht anders wickelten sich die folgenden Synoden der zu neuem Leben erweckten fränkischen Kirche ab: die zweite austrasische von Etinnes im Hennegau (743); die erste neustrische Synode in Soissons (744), mit der Pippin seinerseits in seinem Reichsteil die Reform begann, ganz in den Bahnen der vorangegangenen austrasischen Beschlüsse wandelnd; und schließlich die Gesamtreichssynode von 745. Sie alle weiteten den alten landeskirchlichen Charakter der fränkischen Kirche aus, indem grundsätzlich nun auch innerkirchlich-disziplinäre Fragen verhandelt, entschieden und diese Beschlüsse dann ebenfalls als Staatsgesetz verkündet wurden. Auf dem Gesamtkonzil schien Bonifaz wenigstens zu einem Teil seine Absichten von Erfolg gekrönt

zu sehen. Man beschloß die Errichtung eines Erzbistums Köln als Metropole einer austrasischen Kirchenprovinz; Bonifaz sollte Metropolit werden. Doch es blieb bei diesem Beschluß. Bonifaz' Reformeifer hatte ihm unter den Bischöfen der älteren Diözesen und den Geistlichen dort wie in seinem eigentlichen Missionsgebiet wenig Freunde verschafft. Sie alle halfen wohl zusammen, um seine Metropolitanstellung zu verhindern. Und die Erwägung bei Hofe, daß es dem päpstlichen Vikar auf diesem Umwege doch noch gelingen könnte, eine quasirömische Kirchenprovinz ins Leben zu rufen, tat ihr übriges. Bonifatius kam nie nach Köln, und auch Mainz gab man ihm nur als Titularerzbischof. Auf allen Seiten wuchsen die Schwierigkeiten seiner Reformarbeit; manch Widerstand gegen seine disziplinären Maßnahmen erhob sich. Seine Eingliederung in die fränkische Landeskirche hatte ihn der autokratischen Gewalt des päpstlichen Vikars in Germanien beraubt. Mit der römischen Kirchenprovinz Germanien war es vorüber. Bonifaz' bewegte Klagen und seine herzlichen Appelle um Gebetshilfe an seine angelsächsischen Freunde zeigen, wie berußt er selbst sich dessen war.

An dieser Sachlage vermochte nichts zu ändern, daß Bonifatius an seiner Komtreue unverbrüchlich festhielt, über alle Vorgänge auch der fränkischen Reform an den Papst berichtete, um seine Bestätigung aller Beschlüsse hat und nach wie vor von ihm alle Zweifel entscheiden ließ. Zacharias folgte seinem Legaten auf den Bahnen seiner Fiktion, erteilte die gewünschten Bestätigungen, gab die erbekenen Auskünfte, erweiterte sogar dessen Machtbefugnis auf die ganze fränkische Kirche — aber dies alles etwas zögernd, wohl gar zu spät, wie im Falle des concilium Germanicum, ohne die große Konzeption seiner Vorgänger in diesen Dingen und ohne deren blindes Vertrauen zu Bonifaz. Es war bloße Demonstration, wenn dieser den Reichssynoden unter weltlicher Leitung 747 eine rein geistliche gegenüberstellte und von ihr eine Ergebenheitskundgebung an den Papst beschließen ließ, die in Rom warme Aufnahme fand. Und es war Ausdruck seines Ideals eines römischen Kirchenregiments, wenn er an Zacharias mit der Bitte herantrat, seine Lieblingsgründung, Kloster Fulda, die er zu seiner Grabstätte bestimmt hatte, direkt päpstlicher

Jurisdiktion zu unterstellen. Der Statthalter Petri entsprach auch diesem Begehrt. Aber sein Privileg für Fulda blieb für absehbare Zeit ohne Nachfolger in Germanien.

Einmal noch kam ein bedeutungsvoller Augenblick für den Vikar des apostolischen Stuhls. Im Jahre 751 hielt Pippin, der durch den Eintritt seines Bruders Karlmann in das Kloster inzwischen Alleinherrscher geworden war, den Zeitpunkt für günstig, die Merowinger endgültig zu beseitigen und selbst die Königswürde zu übernehmen. Die fehlende Legitimation des Geblüts ersetzte er durch ein seinem völkischen Denken fremdes Mittel: durch eine autoritative Entscheidung des Papstes. Zacharias nahm die Chance zur lange erstrebten Westschwengung wahr, entschied für Pippin – und Rom war durch eine andere Tür und in veränderter Gestalt doch ins fränkische Haus gelangt. Bonifaz blieb auch bei diesen Verhandlungen im Hintergrund und wurde schließlich vor vollendete Tatsachen gestellt. Er durfte indes die Salbung des neuen Herrschers vornehmen. Und wenn ihm dieser Akt auch aus der Tradition der angelsächsischen Kirche geläufig war, so mochte er darin doch eine Anerkennung seines Vikariats sehen, mit um so mehr Recht, als drei Jahre später Papst Stephan II. selbst die Salbung wiederholte (28. Juli 754).

Müde der organisatorischen Aufgaben, denen er in blindem Romgehorsam ein Menschenalter lang nachgegangen war und die ihm so viel Enttäuschung gebracht hatten, fand Bonifaz jetzt, da er das Ende seiner Tage nahen fühlte, zu sich und zu den Plänen seiner Jugend zurück. Unbekümmert um die Schicksale der fränkischen Kirche, zog er zur Stätte seines ersten missionarischen Wirkens, zu den Friesen, um die Bekehrung dieses Landes zu vollenden. Wieder versagte ihm das Schicksal den Enderfolg. Aber diesmal entschädigte es ihn aufs reichste. Auf der Walstatt der Mission fiel er – die Waffe des tapferen miles Christi, die Bibel, in Händen – am 5. Juni 754 in der freudigen Gewißheit des germanischen Kriegers, der vor dem Feinde blieb, als treuer Gefolgsmann des Himmelspfortners das Tor zum christlichen Walhall offen zu finden.

Ein religiöser Charakter und ein unermüdlicher Kämpfer für seine Ideale, verband der „Apostel der Deutschen“ germanische Treue und

angelsächsischen Unternehmungsg Geist. Offenheit und Lauterkeit seines Wesens, Unerbrottenheit seiner Haltung bildeten die Grundlagen seiner Missionserfolge. Ein Bedürfnis nach menschlicher Anlehnung sicherte ihm einen großen Freundeskreis, dem er ebenso freudig zu geben bereit war, wie er nahm. Nicht verschwiegen werden darf jedoch seine Instinklosigkeit für die Begebenheiten des eigenen Volkstums, wie sie sich in der Übersteigerung der ererbten angelsächsischen Petersgefolgschaft zur Romhörigkeit verrät.

Dieser Mann war es, der die germanischen Stämme rechts des Rheins mit Ausnahme der Sachsen endgültig für das Christentum gewann. Seine organisatorischen Vergewaltigungen wurden alsbald durch die Selbstbesinnung der Missionierten abgebogen. Entscheidend blieb, daß die von ihm Bekehrten der germanisch-christlichen Front eingliedert wurden, die das Mittelalter trug, und zwar nicht durch Rom, sondern durch den freien Entschluß eines Sprosses ihres eigenen Blutes.